

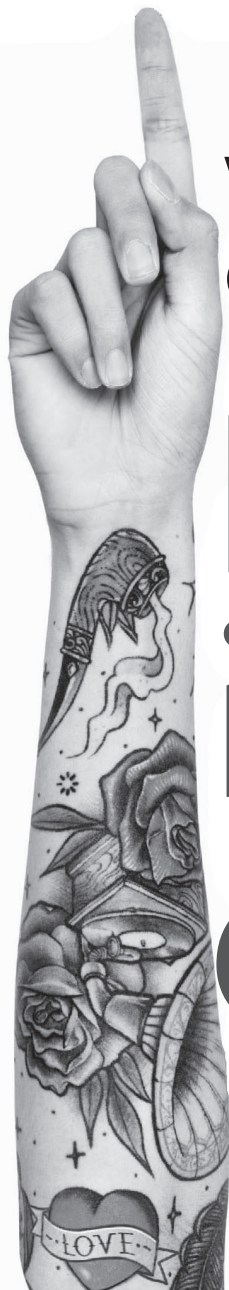
Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Eine
kurze Geschichte der
Selbstauskunft



Valentin
Groebner

Bin ich das?

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397099-9

Inhalt

Wer? 7

Nahgeschichte – Geschichte als Slogan – Immunsysteme

1 Ich-Sagen 18

Erforsche Dich selbst – Gefühlsübertragung – Bezahl mich fürs Fernsehen

2 Auftreten 33

Erinnere Dich – Erzählen ist Arbeit – Zeig Dich – Vor dem Spiegel

3 Heimatkunde 48

Selbsteingemeindungen – Wo ist der Feind? – Ein kompliziertes Wort –
Die Heimat von früher – Rückkehr in die Endlosschleife

4 Auf Klassenfahrt 73

Döh-bling – Wenn alles stimmt – Sex im Sozialreaktor

5 Bilder aus der Vergangenheit 89

Fotomassen – Erinnerungsmaschinen – Fragile Überreste

6 Unter die Haut 103

Im Reich der Zeichen – Öffentliche Empfindungen – Unwiderruflich Ich –
Übermut und Langeweile

7 Bescherung 122

Der Herr der Wünsche – Wunscherfüllungen – Im Namen der Liebe –
Wunscherfüllung Teil 2 – Ursachenforschung – Neujahr

8 Hinterher, jetzt 154

Meine Befürchtungen, das bin ich – Regeln für Erwachsene –
Stimmungsaufhellende Mittel

Dank 173

Anmerkungen 175

1. Ich-Sagen

*»It makes you blind / it does you in
it makes you think you're pretty tough«*

Stephin Merritt & The Magnetic Fields

Jetzt geht es um mich. Nur um mich. Ich sage Dir alles, liebe Leserin, lieber Leser, gleich am Anfang. Wer von sich selbst redet, sagt natürlich die Wahrheit. Und er spricht das Französisch von vor 440 Jahren. Michel de Montaigne, »Essais«, Vorwort, erster Satz. »Dieses Buch, Leser, gibt redlich Rechenschaft. Ich will, dass man mich in meiner einfachen und alltäglichen Lebensweise sehe, ohne Beschönigung und Künstelei, denn ich stelle mich als der dar, der ich bin. Ich selber, Leser, bin der Inhalt meines Buchs. Geschrieben zu Montaigne, am 1. März des Jahres 1580.«

Im Sommer 2019 klingt das etwas anders. Ein großer, gut beleuchteter Tagungsraum: Versammlung aller leitenden Mitarbeiter, die Chefs hatten sie einberufen. Der eingeladene Spezialist stieg aufs Podium und griff zum Mikrophon. Er war der ehemalige Personalchef einer großen Fluglinie, im besten Alter, sehr blond, und hinter ihm leuchtete ein Schriftzug auf. »Beyond Leadership«: Das sei die neue Zauberformel für Kommunikation, sagte der Blonde, viele große Firmen wendeten

sie an, mit enormem Erfolg für Börsenkurse und Performance. Der Blonde war sehr gut darin, die Spannung steigen zu lassen, wie der Zauberer auf dem Kindergeburtstag. Jetzt! Jeder von uns, sagte er, solle sich seinem Nachbarn zuwenden und ihm sagen, wer wir jetzt gerade sind. Und wie wir uns fühlen, in diesem Moment, zwei Minuten lang. Dann solle der Nachbar uns dafür eine Minute lang Feedback geben – nur Positives, das sei wichtig. Und dann wir ihm, ebenfalls eine Minute. Diese Technik, sagte der blonde Zauberer im engen Anzug, heiße »connect«. Sie sei der Schlüssel zum Erfolg aller großen Firmen, die er berate, Banken, Versicherungen, die Deutsche Bahn, alle.

Sag, wer Du bist. Sag, was Du fühlst. Selbstauskunft ist gut, für alle. Und sie ist nicht nur gut, sondern unverzichtbar. Ganz ehrlich, einfach und natürlich, unverstellt und ohne Künstelei. Aber geht das, über sich selbst Auskunft geben? Und was verbindet einen Philosophen aus dem 16. mit einem Motivations-trainer im 21. Jahrhundert?

Erforsche Dich selbst

Die Geschichte natürlich: Seit dem 4. Laterankonzil von 1215 war jeder gläubige Christ verpflichtet, einmal pro Jahr bei einem Priester die Beichte abzulegen und ihm alle seine Verfehlungen und Sünden zu berichten. Besonders dafür abgetrennte Räume im Inneren der Kirchen wurden erst dreihundert Jahre später üblich. Öffentlich stattfinden sollte das auch später. »Selbstkritik«, schrieb Rosa Luxemburg 1916, »rücksichtslose,

grausame, bis auf den Grund der Dinge gehende Selbstkritik ist Lebensluft und Lebenslicht der proletarischen Bewegung«, und ab den 1920er Jahren wurde von jedem Mitglied der kommunistischen Partei erwartet, den Parteigenossen regelmäßig über sich und die eigenen Fehler Auskunft zu geben. »Im Modus der Singularität«, schrieb der deutsche Soziologe Andreas Reckwitz 2016, »wird das eigene Leben nicht einfach gelebt, sondern ausgestellt. Das spätmoderne Subjekt performt sein besonderes Selbst vor den Anderen, die Publikum werden.«¹

Der Juristenkollege, der bei der Betriebsversammlung neben mir saß und dem blonden Personalchef aufmerksam zugehört hatte, wandte sich mir zu. Er schwieg mich zwei Minuten lang an. Dann lobte ich ihn eine Minute lang dafür. »Sehen Sie«, sagte Blondi von »Beyond Leadership«, als sein Publikum mit den Feedback-Runden fertig war, »ist die Stimmung im Raum jetzt nicht völlig anders?« Wir versammelten Wissenschaftler klatschten alle brav Beifall.

Was hätten wir denn sonst tun sollen? Selbstauskunft ist freiwillige Unfreiwilligkeit. Michel de Montaignes Auskunft über sich selbst von 1580 war ein so erfolgreiches Buch, dass es als »Essais« – wörtlich: Versuche – gleich einer ganzen Literaturgattung den Namen gegeben hat. Montaigne war allerdings nicht der zurückgezogene Philosoph, als der er sich in seinem Buch präsentierte. Um ihn tobte ein blutiger Bürgerkrieg zwischen Katholiken und Protestanten, und er war mittendrin als Vermittler – der Riss zwischen den religiösen Parteien lief quer durch seine eigene Familie.

In seinen Essays ist davon nicht die Rede. Sie heißen »Über das Nichtstun«, »Über die Lüge«, »Über die Einbildungskraft«,

aber auch: »Über die Grausamkeit« und »Durch verschiedene Mittel gelangt man zum selben Ziel«. Montaigne interessierte die Verwandlung und die Unkontrollierbarkeit der Dinge. Er wolle, schreibt er, »hier nichts weiter als mich selber entdecken, wie ich bin, und bin morgen vielleicht schon ein anderer«. Und: »Die beste an meinen körperlichen Anlagen ist die Biegsamkeit.«²

Während Montaigne schrieb, wurde überall in Europa die Zensur eingeführt. Das *Sanctum Officium*, die katholische Inquisition, begann Jagd zu machen auf wankelmütige Katholiken, auf Protestanten, auf Wiedertäufer und Juden, die nur zum Schein katholische Messen und Beichten besuchten und zu Hause heimlich ihre eigenen, ganz anderen religiösen Riten befolgten. Ihre protestantischen Kollegen, die reformierten Konsistorien, ließen Andersgläubige ebenfalls verfolgen und hinrichten; so im calvinistischen Genf den Arzt Michel Servet, der sich öffentlich für Gewissensfreiheit ausgesprochen hatte. Und als man im protestantischen Basel herausfand, dass ein ketzerischer Wiedertäufer jahrelang unerkannt unter falschem Namen in der Stadt gelebt hatte, ließ man seinen Leichnam ausgraben – er war friedlich im Bett gestorben – und nachträglich verbrennen. Die religiösen Obrigkeiten in der Welt, die Montaigne bewohnte, wollten ganz genau wissen, woran ihre Untertanen glaubten.³

Kontrollier Dein Gewissen. Geh zur Beichte. Sag, was Du denkst. Selbstauskunft handelt aber stets von sehr viel mehr als nur von der Person, die da von sich erzählen soll. 1581, ein Jahr nach Erscheinen der »Essais«, begab sich Michel de Montaigne auf eine lange Reise quer durch Europa, in die Schweiz und nach Italien, sein fertiges Buch im Gepäck. In Rom holte

er sich vom Papst die offizielle Druckerlaubnis. Die katholische Zensurbehörde prüfte die Essays und gab ihm die Genehmigung, unter der Bedingung allerdings, dass er in der zweiten Auflage zwei lobende Erwähnungen protestantischer Autoren streiche. Montaigne versprach das – und hielt sich nicht daran, sondern fügte in die stark erweiterte zweite und dritte Auflage der Essays noch mehr ketzerische Texte ein.⁴ Dem Erfolg des Buchs, das rasch ins Lateinische, Englische und Italienische übersetzt wurde, hat das nicht geschadet. »Ich, Leser, bin selber der Gegenstand meines Buches.« Aber ist es klug, immer die Wahrheit über sich mitzuteilen?

Schreib alles auf, um Dich selbst an Deine eigenen guten Vorsätze zu erinnern, sagten die strengen protestantischen Pastoren des 16. und 17. Jahrhunderts. Führe Tagebuch. Notiere Deine Wünsche, Deine Versuchungen, damit Du an Dir arbeiten kannst; damit Du die Wahrheit sagen kannst und Rechenschaft ablegen über Deine eigenen Verfehlungen. Der gottesfürchtige Engländer Samuel Pepys notierte deswegen Mitte des 17. Jahrhunderts in London zerknirscht, wie oft er ins Theater ging (Sünde), wie viel Geld er dort für Wein und Leckereien ausgab (Sünde), wie der Vorname der Prostituierten lautete, die er dort unzüchtig angefasst hatte (Sünde), wie sie ihn angefasst hatten, wie oft er gekommen war und wie sehr er das hinterher bereute.⁵

Pepys' Tagebuch füllt in den modernen Ausgaben zehn Bände, es ist gut dreitausend Seiten dick. Seine sexuellen Handlungen beschrieb er in einer Mischung aus spanischen, italienischen und lateinischen Worten – Samuel Pepys wollte alles über sich aufschreiben, aber nicht, dass seine Frau es lesen konnte. Ein Jahrhundert später notierte ein neugieriger Göt-

tinger Professor namens Georg Christoph Lichtenberg seinen ehelichen Beischlaf ebenso sorgfältig wie ein Zürcher Pfarrer, Johann Kaspar Lavater, in selbst erfundenen geheimen Abkürzungen. Im 19. Jahrhundert war diese Art Selbstaufzeichnung so verbreitet, dass wir von Victor Hugo, Robert Schumann und Arthur Schnitzler sehr genau wissen, wie oft sie Sex hatten und mit wem.⁶

Schreib alles über Dich auf. Erfahre mehr über Dich selbst, indem Du alles aufschreibst. Werde ein kontrollierterer, besserer Mensch, indem Du alles über Dich aufschreibst. Dann, aber nur dann, wirst Du endlich ganz Du sein. Mit deutlicher ironischer Spitze gegen die übliche kulturpessimistische Kritik an der Digitalisierung hat der Soziologe Armin Nassehi bemerkt, Schriftlichkeit und Praktiken der Selbstbeschreibung seien historisch vermutlich die wirksamsten Instrumente von Selbstmanagement. Mit ihrem Versprechen, von Fremd- auf Selbstkontrolle umschalten zu können, sei »schriftgeleitete Bildung das zivilisatorisch vielleicht wirkmächtigste (Selbst-) Optimierungsprogramm überhaupt«.⁷

In wen oder was genau man sich durch solche verschärfte Selbstbeschreibung verwandeln kann, bleibt allerdings unklar. Vermutlich muss das so sein. Jeder trägt eine besondere Ich-Zone mit sich herum: die der eigenen Unfähigkeit. Ich weiß, wo sie ungefähr liegt, aber ich bin ihr gegenüber hilflos. In diese Zone kehre ich immer wieder zurück, gewöhnlich unfreiwillig; in ihr habe ich immer und immer wieder verloren, und deswegen ist sie unaussprechlich. Aber machtvoll: Das, was ich kann und was mir gelingt, ist sorgfältig um diese Zone herum organisiert. Ich kann große Energien mobilisieren, um sie einzuhegen und abzudecken. Aber sie selbst lähmt mich

und macht mich stumm. Diese Zone ist das, was mich zu dem macht, was ich bin. Will ich den Eingang zu ihr herzeigen?

Gefühlsübertragung

Sommernachmittag im Freibad: Der große kahlköpfige Mann im Liegestuhl neben mir – Bodybuilding, Sonnenbrille, aufwendig gepflegter Bart, sehr tätowiert – liest »Mein Weg zur Selbstliebe«; unbeweglich, zwei Stunden lang, gebannt.

Berlin, August 1783. Nachdem er einen erfolgreichen autobiographischen Roman verfasst hatte, forderte der Schauspieler, Lehrer, Schriftsteller, Aufklärer Karl Philipp Moritz – denn das war er alles nacheinander – seine Leserinnen und Leser in einem öffentlichen Rundschreiben auf, Vorfälle ihres Seelenlebens, wie er es nannte, zu schildern und ihm diese Texte zuzusenden, wahrheitsgetreu, unter eigenem Namen oder anonym. Die Zuschriften publizierte er in seinem »Magazin zur Erfahrungsseelenkunde für Gelehrte und Ungelehrte«. Es erschien zehn Jahre lang, das erste Zentralorgan in Sachen Selbstauskunft: Schreib über Dich selbst, für die anderen da draußen. Die erste psychologische Zeitschrift Deutschlands, so heißt es bei Wikipedia, oder der erste Blog oder das erste soziale Medium – denn Leserbriefe und Kommentare druckte es ebenfalls ab. Das kommerziell sehr viel erfolgreichere moderne Äquivalent dazu heißt *True Story*: Die 1919 gegründete amerikanische Zeitschrift veröffentlichte ausschließlich Berichte ihrer Leserinnen und Leser über eigene authentische Erlebnisse und erscheint bis heute.⁸

1920 beschrieb der französische Science-Fiction-Autor Maurice Renard in einer Kurzgeschichte den »Pompon«, einen Apparat, der die Empfindungen eines Menschen auf einen anderen übermitteln kann, ohne auf ein materielles Übertragungsmedium wie Schrift zurückgreifen zu müssen. »Auch die Gefühle«, heißt es darin, »kurzum alle Regungen des Gefühls- und Seelenlebens.«⁹ 48 Jahre später, 1968, besitzen in der Science-Fiction-Erzählung von Philipp K. Dick – »Träumen Roboter von elektrischen Schafen?« – der Jäger der menschenähnlichen Roboter, Deckard, und seine Frau ebenfalls einen solchen Gefühlsapparat. Sie können ihn jetzt aber programmieren: Je nach Menüwahl erzeugt und überträgt er bestimmte Empfindungen. In der Verfilmung des Romans von Ridley Scott 1982, *Blade Runner*, ist dieser wunderbare Apparat nicht einfach weggelassen. Vielmehr ist er so groß geworden, dass er für den Betrachter unsichtbar geworden ist, weil er ihn als Kino selbst umgibt.

Karl Philipp Moritz wäre begeistert gewesen. Mittlerweile gibt es den Pompon, Maurice Renards Gerät zur Gefühlsübertragung, überall zu kaufen. Es braucht heute nicht mehr so viel Platz wie ein Kinosaal, sondern ist geschrumpft und handlich, mit einem bunten Bildschirm. Die meisten von uns tragen es ununterbrochen mit sich herum. Auf ihm und mit ihm künden wir im Wesentlichen von uns selbst: So bin ich, jetzt. Das habe ich gerade gesehen, gehört, gefühlt, gegessen, erlebt. Der Aufstieg des Smartphones zur universalen Erweiterung der Person beruht auf seinem Gebrauch als Ich-Kanal, um Texte, Bilder, Videos von anderen zu empfangen und eigene von sich in die Welt hinauszuschicken: Nabelfernsehen.

Werbung für ein Parfum von Guèrlain: »Das Leben ist am

schönsten, wenn man es selber schreibt.« Werbung für das Interrail-Abonnement: »Write Your Own Story.« Und das tue ich. Ich vergesse nämlich gar nichts mehr von meinem Ich, weil ich alles festhalten, aufzeichnen und speichern kann. Als erster Blog gilt heute die Website des Softwareentwicklers Tim Berners-Lee 1993. Der Begriff wurde in den späten 1990er Jahren populär; heute verfassen zwischen 250 und 400 Millionen Menschen eigene Blogs. Sie geben Auskunft über das, was sie tun, was sie lesen, was sie selbst sind, was sie wichtig finden: Dasselbe tun die Benutzer des Social-Media-Dienstes Instagram, die ihre privaten Fotos ins Netz stellen, damit andere sie anschauen können. Derzeitige Benutzer: eine Milliarde Menschen. 2021 waren es allein in Deutschland 21 Millionen; etwa die Hälfte davon nutzte Instagram täglich. Noch höher sind die Zahlen von Facebook, das im April 2021 monatlich von 2,8 Milliarden Menschen benutzt wurde; 1,8 Milliarden davon jeden Tag.¹⁰

Mir wird nie wieder langweilig sein, lautet das Versprechen. Mit dem Smartphone als miniaturisierter persönlicher Empfindungsübertragungsmaschine geht ein alter Traum von Medienkonzernen in Erfüllung: der Aus-Knopf ist abgeschafft. Das hungrige Ding, das mir ununterbrochen die privaten Empfindungen und Erlebnisse meiner Freundinnen und Freunde meldet, will dafür auch gefüttert werden mit meinen eigenen Nachrichten, Bildern und Ich-Momenten. Es ist so sehr das Medium der Selbstauskunft, dass ein erfolgreicher chinesischer Hersteller das zum Markennamen gemacht hat: Sein Smartphone heißt »Real me«.

USA, 2003. Eine Kunststudentin Mitte 20 fotografiert sich drei Jahre lang jeden Tag selbst. Daraus macht sie ein Video

und stellt es am 11. August 2006 auf YouTube. Titel: »Me« – Ich selbst. Vier Tage später haben es 800 000 Leute angesehen; eine Woche später eineinhalb Millionen, einen Monat darauf dreimal so viele. Kommentar eines Betrachters auf ihrer Website: »Now do that again with your tits.«¹¹ Ein nach demselben Strickmuster gebautes deutsches YouTube-Video von 2017 (»Von 12 bis verheiratet – ich machte jeden Tag ein Foto«) wurde bislang 138 Millionen Mal angeklickt. Ich warte jetzt eigentlich darauf, dass die Fortsetzung erscheint: das Ich-Gesicht des jungen Mannes von den Flitterwochen bis zur Scheidung, im Zeitraffer.

Auf meinem Benutzerkonto darf ich endlich ganz Ich sein. Zusammen mit allen meinen Freunden – zu bestimmten Spielregeln und Nutzungsbedingungen natürlich. Ich für mich, in der eigenen Gruppe geborgen, aber mit allen verbunden; nach außen wirksam und ins Unendliche vervielfältigt, aber immer daheim, *home* – dieses Versprechen ist so polymorph, dass es gar nicht entkräftet werden kann. Wenn ich über mich Auskunft gebe, verwandle ich mich in Künstler, Kurator und Kritiker in eigener Sache in einer Person. Ich nehme das Beste von dem, was ich bin und was ich habe, und tue es ins Nabelfernsehen. Die Belohnung dafür ist umfassend: Gefühle von Verstanden-worden-sein. Zugehörigkeit zu allen, die das auch so machen.

Wann ist dieses Versprechen zum ersten Mal formuliert worden? Davos, Schweiz, 1996: Ein bärtiger Mann in Cowboystiefeln tritt am »World Economic Forum« ans Rednerpult. »Ich komme aus dem Cyberspace«, beginnt er, »der neuen Heimat des Geistes.« Die »Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace«, die John Perry Barlow dort verkündete, sprach in der

ersten Person Singular zu den »Regierungen der industrialisierten Welt, ihr müden Riesen aus Fleisch und Stahl«. Barlow machte nicht nur Vorhersagen – »ich prophezeie den Sturz der Materie« –, sondern stellte Forderungen: »Im Namen der Zukunft sage ich Euch Mächten der Vergangenheit: Lasst uns in Ruhe.« Und er beschwerte sich, im Namen der Siedler an dieser »electronic frontier« – so hieß die von ihm gegründete Stiftung. Neu erlassene gesetzliche Bestimmungen zur Kontrolle des Netzes beleidigten die Träume der Aufklärer und Gründerväter Thomas Jefferson, George Washington und John Stuart Mill. Aber: »Diese Träume werden jetzt in uns neu geboren.« Der erste Browser, mit dem man im Web navigieren konnte, war zu diesem Zeitpunkt drei Jahre alt.¹²

Bezahl mich fürs Fernsehen

Unendlichkeitsmetaphern, haben wir Computerbenutzer seither gelernt, sind nicht dasselbe wie echte Unendlichkeit. In der würde nämlich die Zeit, die man zum Auswählen aus der Menge der endlos vielen Informationen braucht, keine Rolle spielen. Natürlich kann kein menschliches Wesen alle digital verfügbaren Daten lesen, filtern und weiterbearbeiten. Das können nur schnelle Maschinen. Das war allerdings schon ziemlich lange vor John Perry Barlows Unabhängigkeitserklärung die Bedingung, unter der Menschen Auskunft über sich selbst geben – spätestens seit den Lochkarten der Hollerith-Maschinen, erstmals erfolgreich eingesetzt bei der großen amerikanischen Volkszählung im Jahr 1890.¹³